

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 41 (1947)
Heft: 7-8

Artikel: Hat das Feldprediger-Amt in der Friedensarmee einen Sinn?
Autor: A.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-138975>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gebet». Hier hat die Einverleibung des Ethischen in das Religiöse ihren Gipfel erreicht.

4.

Der Chassidismus ist eine der großen Glaubensbewegungen, die unmittelbar zeigen, daß die Menschenseele als Ganzes, in sich geeint, in der Kommunikation mit der Ganzheit des Seins leben kann, und zwar nicht bloß einzelne Seelen, sondern eine zur Gemeinschaft verbundene Vielheit von Seelen. Die scheinbar mit Notwendigkeit voneinander getrennten Bereiche erkennen in den hohen Stunden solcher Bewegungen die Unrechtmäßigkeit ihrer gegenseitigen Abgrenzung und schmelzen ineinander. Die klare Flamme der menschlichen Einheit umfaßt alle Kräfte und steigt zur göttlichen Einheit empor.

Die Einung des ethischen und des religiösen Bereichs, wie sie sich im Chassidismus, wenn auch nur in kurzer Blüte, vorbildlich vollzogen hat, bringt hervor, was wir in unserer Menschenwelt Heiligkeit nennen. Wir können Heiligkeit als menschliche Eigenschaft kaum anders als durch solche Einung kennen. Es ist wichtig, daß man sie kennen lerne.

Martin Buber.

Hat das Feldprediger-Amt in der Friedensarmee einen Sinn? ¹

Die folgenden Ausführungen über Wert und Unwert des Feldprediger-Amtes beruhen einerseits auf grundsätzlichen Erwägungen, andererseits auf persönlichen Beobachtungen im Militärdienst seit 1913. Der Schreibende ist Protestant und beurteilt deshalb vor allem die Feldgeistlichen seiner Konfession. Er ist auf Grund seiner Erfahrungen zu einer durchaus ablehnenden Einstellung gegenüber besagter Institution gekommen, ist aber überzeugt, daß er mit seiner Meinungsäußerung unter seinen soldatischen Kameraden nicht allein steht. Im

¹) Es handelt sich bei diesem Artikel nicht um eine antimilitaristische Attacke, die wir nun nach dem zweiten Weltkrieg eröffnen möchten. Wenn wir auch nicht zu denen gehören, die immer noch an einen Schutz der kleinen Staaten durch Armeen glauben, und wenn wir auch der Meinung, unsere Armee hätte uns gerettet, jederzeit entgetreten, so hätten wir doch keinem freien Volk zumuten wollen, sich einer Gewaltherrschaft wehrlos zu fügen. Es ist zwar unsere heilige Ueberzeugung, daß es noch andere, bessere, überlegenere und erfolgreichere Mittel zur Verteidigung der Freiheit gibt, und es ist uns selbstverständlich, daß die Menschheit die barbarische Stufe militärischer Auseinandersetzungen überwinden muß, wenn sie nicht dem sicheren Untergang entgegengehen will. Der Kampf um diese Erkenntnisse muß allerdings gekämpft werden.

Der Verfasser packt ein Teilproblem an, eine Institution, von der je und je

Gegenteil, keine Einrichtung unserer Armee wird als so überflüssig empfunden wie gerade der Dienst des Feldpredigers. Diese Einstellung beruht einerseits auf einer weitgehenden Entkirchlichung der großen Mehrheit der protestantischen Bevölkerung, welche die Kirche als überkommene Einrichtung ohne das Gefühl innerer Verpflichtung einfach hinnimmt, anderseits auf der Art und Weise, in der die Militärgeistlichen ihr Amt auffassen und ausüben.

An und für sich ist die Verquickung von Kriegertum und Religion uralt. Wir finden sie bei den Völkern der Antike, die alle ihren Kriegsgott hatten und ihm im Kriege durch Priester Opfer darbringen ließen. Im Mittelalter ist das Christentum trotz des innern Widerspruchs, in dem die Religion der allgemeinen Menschenliebe zur Gewaltanwendung steht, immer wieder zum Aushängeschild für kriegerische Unternehmungen von im Grunde genommen sehr weltlicher Art geworden. Man denke vor allem an die Kreuzzüge nach dem hl. Lande und gegen die Ketzer in Südfrankreich. In den Glaubenskriegen der Reformations- und Gegenreformationszeit ist die Beziehung zur Religion noch offensichtlicher. Auch als das Zeitalter der Toleranz angebrochen war, scheute man nicht davor zurück, den Segen des Himmels für den Sieg der Waffen über den Gegner — der genau das gleiche tat — herabzuflehen. Und noch in neuester Zeit konnten wir erleben, wie der «deutsche Gott» die Armeen Wilhelms II. und Hitlers zum Siege führte. So sehen wir, wie von jeher der Kriegsmann sein Gewissen zu betäuben trachtete, indem er den Herrgott zu seinem Kumpanen zu machen suchte. Mit diesem Hineinziehen der religiösen Sphäre in die militärische Machtentfaltung hängt es zusammen, daß das Amt des Feldpredigers in dieser oder jener Form in frühe Zeiten zurückreicht. Er hat seines Amtes gewaltet in allen Kriegen der alten und neuen Welt; er hat die Herzen zum Kampf gestärkt, die Wankenden mit neuem Mut belebt, den Haß gegen die Un- und Irrgläubigen angefaßt, er hat aber auch Verwundete gepflegt und Sterbende getröstet.

nicht Klärung, sondern eine schlimme Vernebelung gerade dieser Fragen ausgegangen ist, weil diese Institution des Feldpredigeramtes in sich selbst zweideutig ist. Man kann Wehrmann und Offizier sein, und man kann Prediger sein, auch Prediger für die Soldaten, aber man kann nicht Offizier-Pfarrer oder Pfarrer-Offizier sein. Wir wissen sehr wohl, daß einzelne Feldprediger versuchten, trotz der Zweideutigkeit der Institution, sich die Sauberkeit der Gesinnung zu wahren und etwas Rechtes aus ihrer Stellung zu machen, aber wir haben noch nichts davon gehört, daß versucht worden wäre, die ganze Institution in einem der christlichen Kirche würdigen Sinne zu reformieren. Es ist ein erfreuliches Zeichen und ein verdankenswertes Unterfangen, daß ein Wehrmann dem Ausdruck gibt, was viele empfinden. Der Pfarrer mit Säbel und Revolver, dieser Pseudohauptmann, der das „Wort Gottes“ verkündigt, ist eine anstößige Figur, und es ist ein schlechtes Zeichen für die Lebendigkeit und reformatorische Kraft der Kirche, wenn nicht sie daran Anstoß nimmt, sondern die Unkirchlichen.

P. T.

So war es auch in den Armeen im vergangenen zweiten Weltkrieg. Die Feldgeistlichen in der englischen und amerikanischen Armee z. B. wurden in hohen Ehren gehalten, denn sie bedeuteten den kämpfenden Soldaten die geistige Macht, die sie emporhob über das Grauen des Krieges, des Zerstören- und Tötenmüssens.

Auch in unserer schweizerischen Armee hat das Feldpredigeramt von jeher bestanden. Wir kennen die fromme Sitte der alten Eidgenossen, vor der Schlacht zum Gebet niederzuknien. Geistliche haben unsere Vorfahren in den Krieg begleitet — man denke an Zwingli — und ihre Herzen durch anfeuernden Zuspruch gestählt. Feldkaplane beider Konfessionen waren den Schweizer Regimentern in fremden Diensten beigegeben. Gemäß dieser Tradition hat noch heute jedes unserer Regimenter einen oder zwei Feldgeistliche, je nach dessen konfessioneller Zusammensetzung. Es stellt sich nun die Frage: Besteht diese Ueberlieferung noch zu Recht, oder muß sie etwas Neuem Platz machen? Bevor wir sie beantworten, müssen wir eine grundsätzliche Ueberlegung anstellen. Wir müssen untersuchen, was eigentlich die Aufgabe eines Militärgeistlichen logischerweise ausmacht. Die Antwort liegt nahe, sie ist in den vorausgehenden Ausführungen zum Teil schon enthalten. Er muß dem kämpfenden Krieger durch seelische Stärkung Standhaftigkeit und Ausdauer verleihen; er hat die Aufgabe, den Geboten der christlichen Ethik, soweit die Kriegsnotwendigkeiten es zulassen, Nachachtung zu verschaffen; an ihm vor allem ist es, der Anwalt der Wehrlosen, der Kriegsoffer zu sein. In der Pflege der Verwundeten, der Tröstung der Sterbenden liegt eine weitere Aufgabe des Feldgeistlichen. Sein Wirken kann in höchstem Maße fruchtbar sein, wenn er seine Aufgabe im Sinne der Nachfolge Christi auffaßt. Man darf also ruhig sagen, daß in einer kämpfenden Armee der Feldprediger eine wertvolle, segensreiche Aufgabe erfüllt, sofern er nicht im Stile der Kreuzzugsprediger einfach ein fanatischer Hetzer ist.

Ganz anders verhält es sich dagegen mit der Stellung eines Militärgeistlichen in unserer Friedensarmee. Wir Schweizer besitzen wohl ein wohlausgerüstetes, mit allen modernen Waffen versehenes Heer von mehreren hunderttausend Mann. Es weist heute ein hohes Maß von technischem Können und militärischer Routine auf. Aber es ist nie zum Schlagen gekommen; die höchste, soldatistische Bewährung ist ihm erspart geblieben. Unsere Milizen haben die Feuertaufe nicht erhalten. Wir Soldaten alle bis hinauf zu den höchsten Offizieren sind innerlich «Zivilisten» geblieben. Mit allen Fasern unseres Wesens hingen wir auch im Waffenrock an unserem bürgerlichen Wirkungskreis, an Haus und Familie. Wir taten unsern Dienst ständig im Gefühl, daß man nach einer bestimmten Anzahl von Wochen wieder ins friedliche Berufsleben zurückkehren werde. Auch in den kritischsten Tagen war man im innersten Wesen überzeugt, daß uns der blu-

tige Kampf erspart bleiben würde. So sehr man auch den Gegensatz zum nationalsozialistischen Deutschland empfand, einen Feind sah man nicht vor sich, man empfand nicht den Haß, der den Kriegsmann mit Kampfbegier erfüllt. Die ängstliche Neutralität, die während des ganzen Krieges gerade auch in der Armee gewahrt wurde, förderte noch diese im innersten Wesen unsoldatistische Gesinnung. Zweifelsohne hätte sich unsere Armee im Ernstfall nach dem ersten unvermeidlichen Schock glänzend geschlagen, schon aus der inneren Verpflichtung gegenüber der alteidgenössischen Kriegstradition. Aber das gütige Schicksal — oder sollen wir sagen das Verhängnis — hat es anders gewollt. Wir sind ungeprüft wieder ins Zivilleben zurückgekehrt. Kein Blut ist geflossen, die Waffen waren nur zu Übungszwecken gebraucht worden.

Und nun die Stellung der Feldprediger in dieser unserer zivilistischen Armee? Die oben ausgeführten wesentlichen Aufgaben in einer kämpfenden Armee hatten sie nicht zu erfüllen. Wie hätte sich also naturgemäß ihr Pflichtenkreis gestalten müssen? Der Geistliche ist wie kein anderer dazu berufen, Wegweiser zu sein zum Guten, zum Edlen; er hat die Gebote des christlichen Sittengesetzes hineinzutragen in alle Belange des menschlichen Lebens, er soll in uns, die wir durch den Kampf ums Dasein gezwungen sind, immer wieder aus egoistischen Motiven zu handeln, den Zusammenhang mit dem Göttlichen, Ewigen wach erhalten. In diesem Sinne hätte er auch unter uns Soldaten wirken sollen. Zweifelsohne war das auch der Wunsch und der Wille der meisten Feldprediger. Woran liegt es aber, daß deren Wirken dem Wehrmann so gar nicht recht zum Bewußtsein kam? Warum waren einem die schwarzen oder grauen Herren mit Offiziersmütze und Revolver so gleichgültig? Wieso kam es, daß gerade auch die Feldgeistlichen mit allerhand Spitznamen oft respektloser Art reichlich bedacht wurden? Der Schreibende hat in Einheiten Dienst getan, die sich vorzugsweise aus ländlichen Gegenden rekrutierten, in denen das kirchliche Bewußtsein noch nicht so abgestorben ist wie in den Städten und Industriegebieten. Aber auch da herrschte diese Einstellung, und zwar vor allem unter den protestantischen Soldaten, die, wie der Schreibende, sonst durchaus die Aufgabe der Kirche im Volksleben bejahten. Sie ergibt sich aus der Zwecklosigkeit der Institution, so wie sie ist, in einer Friedensarmee wie der unfrigen. Was war im allgemeinen die Arbeit der Feldprediger — ich denke insbesondere an die reformierten — in den monatelang dauernden Grenzdiensten während des ersten und zweiten Weltkrieges? Sie hatten am Sonntag eine Predigt zu halten und während der Woche sich allerhand humanitären Aufgaben zugunsten der Soldaten zu widmen, auch hie und da einen Vortrag zu halten. All dies hat aber ihre Zeit bei weitem nicht ausgefüllt. Kein Heeresangehöriger hat sich seinen Dienst

so angenehm, so ferienmäßig gestaltet als der Durchschnitts-Feldprediger. Das war ziemlich allgemein die Ansicht der Soldaten und Offiziere. Aber wenn doch wenigstens die Feldgottesdienste für den Wehrmann eine Erhebung, einen Trost, eine seelische Stärkung bedeutet hätten! Das war aber, von löblichen Ausnahmen abgesehen, ganz und gar nicht der Fall. Die Predigten waren von einer geradezu erstaunlichen Wirkungslosigkeit. Da stellte man sich auf irgend einem freien Platz oder einer Wiese um die improvisierte, patriotisch geschmückte Kanzel herum auf, sang oder brummte gleichgültig die üblichen vaterländisch-religiösen Lieder mit, hörte gelangweilt das mehr oder weniger patriotisch drapierte Wort Gottes an und war unbeteiligter Zuhörer der üblichen Gebete. Von innerer Erhebung, von religiöser Ergriffenheit keine Spur! So mag überall mehr oder weniger die militärische Gottesdienstfeier ausgesehen haben. Ausnahmen, die es natürlich auch gegeben hat, bestätigen nur die Regel. Der Schreibende, der an die 600 Dienstage hinter sich hat, erinnert sich an keine einzige Feldpredigt, die ihn irgendwie innerlich gehoben hätte, dafür aber an manche, über die er sich geärgert, ja empört hat. Er fühlte jedesmal, und seine Kameraden auch, das innerlich Unwahre, Leere an der Veranstaltung, er hatte das Gefühl, daß die Kirche da durch den starren, seelenlosen militärischen Formalismus prostituiert wurde. «Wie kann sich ein Pfarrer, der sein Amt ernst nimmt, für ein solches Theater zur Verfügung stellen! Schämt er sich nicht vor den vor ihm aufgestellten Soldaten und Offizieren, denen im Grunde genommen diese lendenlahme Verquickung von Religion und Militärbetrieb zum Ekel wird! Hat er eine Ahnung von der völligen Nutzlosigkeit seiner Predigt? So mußte sich der religiös Empfindende immer wieder fragen. Der Schreibende erinnert sich an eine an und für sich ganz gute Feldpredigt, die von einem angesehenen, tüchtigen Geistlichen freisinniger Richtung gehalten wurde. Die alttestamentliche Gestalt des Tobias wurde in ihr verschiedene Male erwähnt. Auf dem fröhlichen Rückmarsch — denn es winkte der freie Sonntagnachmittag — kugelte immer wieder das Wort «Tobias» durch die Reihen und Witze über Witze wurden darüber gerissen. Von einer inneren Nachwirkung der Predigt war keine Rede! Die Wirkung wäre vielleicht erfolgt, wenn der Gottesdienst im zivilen Rahmen in einer Kirche stattgefunden hätte. Das militärische Drum und Dran hatte die Soldaten von vorneherein mit innerer Ablehnung erfüllt. Hatten wir Wehrmänner aber Gelegenheit, am Sonntag in die Kirche zu gehen wie die Bürger im Zivilkleide, so sind wir jedesmal irgendwie angeregt, ja erbaut worden. Die Predigt ist nicht ins Leere gegangen, sondern man hat sie nach dem Gottesdienst diskutiert und sich das Eine oder Andere gemerkt.

Die Anwendung des gesunden Menschenverstandes ist nicht gerade die starke Seite unseres komplizierten, z. T. verbürokratisierten Mili-

tärapparates gewesen. Die Schablone herrschte überall und erstickte selbständiges Handeln und individuelles Vorgehen. Dies zeigte sich in beschämender und zugleich lächerlicher Weise in dem indirekten Zwang, der in bezug auf den Besuch des Feldgottesdienstes ausgeübt wurde. Zweifellos wären die meisten Veranstaltungen dieser Art sehr schwach besucht worden, wenn man nicht indirekt dazu gezwungen worden wäre. «Wer am Feldgottesdienst nicht teilnimmt, hat inneren Dienst zu tun», hieß es meistens. Oder es kam vor, daß die Rekusanten unterdessen einen kleinen Marsch oder dergleichen machen mußten. Unter solchen Umständen haben natürlich sehr viele Soldaten es vorgezogen, sich um die Predigerkanzel zu scharen. Man hatte da wenigstens keinen Dienst. Daß die Offiziere, die solchen Mißbrauch mit verbrieften bürgerlichen Rechten trieben, sich der Verwerflichkeit ihres Tuns nicht bewußt waren, zeigt, wie gering sie von der Kirche dachten.

Wenn schon die Militärgeistlichen mit ihren Sonntagspredigten die Herzen der Wehrmänner kalt ließen, haben sie sich wenigstens der Soldaten während der Woche angenommen? Haben sie sich auf dem Marsch, bei der Arbeit, irgendwie mit ihnen abgegeben? Sind sie in zwangloser Art mit ihnen nach dem Feierabend zusammengeessen? Haben sie in den starren militärischen Formalismus hinein etwa einen allgemein menschlichen Ton gebracht? Haben sie verbitterte, verdüsterte, verzweifelte Seelen durch schlichten Zuspruch von Mensch zu Mensch aufgerichtet? Haben sie den rechten Ton gefunden gegenüber unzufriedenen Schimpfern? Haben sie mannhafte, ernste Worte der Zurechtweisung und Belehrung gefunden, wenn die Wogen sittlicher Hemmungslosigkeit gar zu hoch gingen? Sind sie mit einem Wort die Seelforger der Soldaten gewesen? Der Schreibende muß die Frage verneinen. Selbstverständlich mag es auch da zahlreiche Ausnahmen von der Regel geben. Aber im allgemeinen waren die Feldprediger an den Abenden nur im Kreise der Offiziere zu finden. Einen Verkehr ohne innere Hemmungen zwischen ihnen und den einfachen Soldaten gab es nicht. Der Militärpfarrer war doch «Hauptmann» und mußte als solcher angeredet werden. Dieser Umstand hat die psychologische Unmöglichkeit unbefangenen Verkehrs zum voraus bedingt. Man hat zwar während der zweiten Hälfte der Mobilisation Audienztunden eingerichtet, in denen sich die hochmögenden Herren Feldprediger der vielerlei Nöte der einfachen Soldaten annehmen sollten. Diese Gelegenheit zur Aussprache soll wenig benutzt worden sein. Bestand in einer Einheit ein vernünftiges Verhältnis zwischen Soldaten und Offizieren — und das war glücklicherweise meistens der Fall — so ging der Wehrmann viel lieber zu seinem Hauptmann, zu seinem Major, um ihm seine Anliegen vorzubringen. Das ist auch ganz natürlich und selbstverständlich. Inwieweit der Feldgeistliche unter

feinen Offizierskameraden, mit denen er fast ausschließlich verkehrte, seelforgerisch wirkte, entzieht sich der Kenntnis des Schreibenden. Er weiß lediglich, daß den Offizieren der Feldprediger als solcher genau so gleichgültig war wie den Soldaten. Als «Hauptmann» nahmen sie ihn nicht für voll und machten sich über ihn lustig, wenn er den Offizier zu sehr herauskehrte. Es mag höhere Kommandanten gegeben haben, die das Amt des Militärgeistlichen als Stütze der Autorität glaubten fördern und schützen zu müssen. Solche Tendenzen haben das Feldpredigeramt nur noch mehr diskreditiert; denn der Soldat merkte sie schnell heraus und seine innere Ablehnung wurde nur noch größer.

Der Verfasser dieser Zeilen hat sich während dem wochen- und monatelangen Grenzdienst oft geärgert über die Stupidität und Phantasielosigkeit des Dienstbetriebes. Um die Zeit totzuschlagen, wußte man nichts Gescheiteres zu tun als immer wieder die gleichen Uebungen und Exerzitien anzuwenden, die von uns tief in der Friedensmentalität steckenden Soldaten als zwecklos und schikanös empfunden wurden. Die verharzte militärische Bürokratie konnte sich aus der überkommenen Schablone nicht befreien; es kam ihr nie der Gedanke, man könnte einen Teil der reichlich vorhandenen Zeit dazu verwenden, staatsbürgerliche Erziehung an den Wehrmännern zu treiben, allgemein bildende Unterrichtskurse zu geben, den Soldaten die großen Zusammenhänge der Weltgeschichte aufzuzeigen, mit einem Wort in irgend einer Form den Volkshochschulgedanken in das Heer hineinzutragen. Man hat nicht gewagt, den Soldaten klar und eindeutig zu sagen, um welche höchsten Werte im vergangenen Krieg gerungen wurde; man vermied es uns zu sagen, wer recht und wer unrecht habe. Man war dazu — sagen wir einmal — viel zu neutral. Wer hätte in diesem Falle richtungweisend sein müssen, wer hätte dem Einheitskommandanten ein Licht aufstecken sollen, wenn nicht die Feldprediger? Aber sie haben nach meinem Wissen nichts dergleichen getan. Einzelne Versuche, die aber keine weitere Nachahmung gefunden haben, sind von geistig weiter sehenden Offizieren gemacht worden. Auch da haben die Feldgeistlichen verfast. Dann und wann, höchst selten, hat einer einen lendenlahmen Vortrag gehalten; möglichst im militärischen Rahmen, nur ja dem offiziell befohlenen Patriotismus, der ängstlich gehüteten Neutralität nicht nahezutreten.

So sind, alles im allem gesagt, die Feldprediger kein Ruhmesblatt unserer reformierten Kirche gewesen. Der Katholizismus kam da besser weg, weil aus dem Munde des Priesters immer die objektive Kirche sprach, während das Wesen des Protestantismus größte subjektive Freiheit des Geistlichen voraussetzt. Diesen freien, hohen, unabhängigen Sinn unserer Kirche im Rahmen der Armee aufrecht zu erhalten,

haben die Pfarrer im Waffenrock im allgemeinen nicht verstanden.

Aus all den dargelegten Erwägungen heraus kommt der Schreibende zu dem Schluß, daß das Feldpredigeramt in der hergebrachten Form seinen Sinn verloren hat. Es darf aus der Armee verschwinden; es wird ihm kaum jemand eine Träne nachweinen. Es mag Soldaten geben, die aus Liebedienerei oder berechneter Politik die eine und andere Feststellung des Schreibenden bestreiten möchten; die große Mehrzahl der Wehrmänner wird ihm beipflichten. A. A.

Zum Rußlandproblem

DIE STIMME EINES ARBEITERS

Zur Rußland-Frage:

Mit leidenschaftlichem Interesse, aber auch mit großem Bangen hatte ich die Entwicklung der russischen Revolution seit dem Oktober 1917 und anschließend das weitere Werden des russischen Volkes im wirtschaftlichen und politischen Geschehensablauf verfolgt.

Wie jeder andere Arbeiter, so sah auch ich die Morgenröte der Befreiung des Proletariats Europas und der übrigen Völker der Welt vom Fluch der kapitalistischen Herrschaft über Rußland aufsteigen. Hoffnungsvoll blickten wir Arbeiter nach dem Osten, wo der Waffengang zwischen Deutschland und Rußland zu Ende gegangen und die russischen Soldaten unter Führung Lenins und seiner Genossen den Sturz des Zarentums herbeiführten und die proletarische Revolution ausriefen und kraftvoll durchführten. Mit Spannung verfolgten wir ihre Kämpfe mit ihren Feinden und freuten uns über die Siege. Dies umsomehr, nachdem die Münchner Räterepublik von den Schergen der ersten deutschen sozialpatriotischen Revolutionsregierung unter Führung Eberts, Scheidemanns und Noskes und Konforten zusammengechlagen worden war und wir somit für diese Verräter am Sozialismus nur noch die gebührende Verachtung übrig hatten. Von Italien her gab es auch noch einmal ein Aufleuchten in der Besetzung der Fabriken durch die Arbeiter, aber bald war auch diese Revolution von der bürgerlichen Reaktion erledigt worden, da es den Revolutionären an der inneren Kraft fehlte. So blieb uns nur noch die Hoffnung auf die russischen Arbeiter und Bauern unter der Führung Lenins und seiner Leute. Doch nur zu bald kam auch da die bange Frage: Werden diese sozialistischen Revolutionäre den Idealen des Sozialismus treu bleiben oder werden sie dem Gewalt- und Terrorgeist verfallen. Leider zeigte sich bald, daß auch bei ihnen die Lofung: Recht ist, was der Partei und Revolution nützt, zum Leitmotiv ihrer Politik wurde.